

finden und eine schöne blaue Uniform dazu. Er stellte sich also bei der Kaserne unter den Wartenden auf, wurde untersucht, für tauglich befunden, eingekleidet, und alles andere ergab sich dann von selbst, ohne daß er irgendwas zu fragen brauchte.

So kam er denn auch von Korsika über Marseille nach Nordfrankreich und erlebte im Frühjahr 1918 in Arras die große Offensive der Deutschen. Er durfte auf dem Rückmarsch aus den Magazinen mitschleppen, was er nur tragen konnte — Kekse, Schokolade, Büchsen mit Fleisch und Wurst —, mußte Vieh wegtreiben oder abschlachten, wenn es zu langsam lief, Dörfer in Brand stecken, soweit sie nicht zusammengepulvert waren, und schließlich, als der Rückzug zum Stehen gekommen war, in eilig aufgeworfenen Lehmgräben den Regen über sich ergehen lassen und die Splitter der berstenden Granaten.

Um was der Krieg ging, verstand er nicht. Aber daß man erschossen wurde, wenn man sich allzu weit aus dem Graben hob, wußte er bald, und daß die drüben ihn töten würden, wenn er nicht fixer war als sie, begriff er so ausgezeichnet, daß man ihm die schwierigsten Patrouillen anvertraute.

Im Oktober 1918 riß ihm eine Kugel zwei Finger weg. Mehmed wäre trotz der Verwundung gern bei der Truppe geblieben. Denn dort kannte er doch wenigstens dies oder jenes Gesicht. Aber er wurde in einen Lazarettzug gesteckt und nach Paris gefahren, wo er wieder nicht den einen vom anderen unterscheiden konnte. In der Lazarettküche, in die man ihn zum Gemüseputzen kommandierte, verliebte sich ein Aufwasmädchen in ihn. Henriette Duport, eine kleine runde Person mit so lauter Stimme und so heftigen Gebärden, daß Mehmed eigentlich Angst vor ihr hatte. Er wehrte sich lange gegen sie. Als er aber entlassen wurde — es war inzwischen Friede geworden und bei der Demobilmachung stellte man fest, daß Mehmed zu Unrecht Sol-

dat gewesen war und darum weder Anspruch auf die restliche Löhnung noch auf die Heimreise hatte (genug, wenn man ihm die Orden nicht nahm) — als er also allein auf der Straße stand, ließ er sich von ihr mitnehmen.

Er begriff allmählich, daß Frau Duport eine Kriegswitwe war, eine Frau, auf die niemand Anspruch erhob, der man also nicht verwehren konnte, mit irgendeinem Manne nett zu sein und ihm den freien Platz im Bett der Einzimmerwohnung einzuräumen. Das war also in Ordnung. Warum aber schrien dann die Flurnachbarinnen bei seinem Anblick auf, warum spuckte die eine, deren Mann gleichfalls nicht zurückgekommen war, täglich vor ihm aus? Ach, er hätte den ganzen Tag zu tun gehabt, alle Unklarheiten aus dem Wege zu räumen.

Da war es schon besser, er ging seinem Verdienst nach. Tagsüber arbeitete er als Träger in der Markthalle. Seiner Kraft und Gleichmütigkeit halber war er beliebt und gesucht. Nachmittags lief er neugierig durch die glänzenden Straßen. Wenn schon die Fassaden so leuchteten, was für eine Pracht mußte sich erst in den Häusern entfalten! Abends saß er geduldig mit Frau Duport am Tisch, ging mit ihr in einer der Vorstadtkneipen einen Absinth trinken, hörte schweigend ihrem Gewitscher zu, lag in ihrem Bett und wartete, bis sie eingeschlafen war. Dann erst schloß er seine Augen über den vergangenen Tag.

Er hatte nämlich Angst, die Weiße könne im Schlaf noch mehr Macht über ihn gewinnen. Denn ob er wollte oder nicht: sanfter wurde ihm zu Sinn unter ihren Liebkosungen, sein Gesicht hellte sich auf, die hoch gezogenen schwarzen Augenbrauen flachten ab, und die grämlichen Stirnfalten glätteten sich.

Es hätte ganz gut werden können mit ihm. Er lernte ein paar französische Worte mehr. Die Namen der Gemüse brachte ihm sein Brotherr bei, die Nummern der Tram und die Straßennamen stellten sich von selbst ein. Die